



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Baden und Teplitze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Baden und Teplitz.

Von der preussischen Grenze.

Die Katastrophe, auf die wir im vorigen Heft hinwiesen, scheint schneller zu kommen, als wir selber erwartet haben: Oestreich, das noch vor Kurzem durch den Mund seines ersten Ministers erklärte, es wolle eher seinen Besitz aufgeben als seine Grundsätze, das noch vor kaum einem Monat Preußens gerechtfertigste Ansprüche mit kaltem Stolz zurückgewiesen, Oestreich führt eine Constitution ein und wendet sich um Hilfe nach Preußen. Wenn so unerhörte Dinge vorgehn, muß die Gefahr nahe vor der Thür stehn, ja sie muß schon angeklopft haben und stark angeklopft; denn Oestreich hat sonst kein leises Gehör.

Man glaube nicht, daß wir scherzen, wenn wir von einer Constitution sprechen. Zwar scheinen die Oestreicher selber auf das kaiserliche Handschreiben, welches dem verstärkten Reichsrath verkündigt, daß fortan ohne seine Bewilligung keine Schulden contrahirt und keine neuen Steuern aufgelegt werden dürfen, nicht viel zu geben; die Sache sieht ihnen zu wunderlich aus, wie ein zufälliger plötzlicher Entschluß, der eben so gut wieder zurückgenommen werden kann; und außerdem scheint ihnen der vom Kaiser einberufene Reichstag am wenigsten competent, Steuern und Subsidien zu votiren. Aber darin liegt eben das Bedeutende der Sache. Zurücknehmen läßt sich ein solcher Beschluß nicht leicht, in Fällen, wo man Geld braucht, sehr viel Geld, und wo die Geldmänner, bei denen man etwa Hilfe suchen wollte, durch eben dieses kaiserliche Handschreiben in Gefahr gesetzt sind, jede ohne Bewilligung des Reichsraths abgeschlossene Anleihe als ungiltig verworfen zu sehn. Und so weit sind die Geldmänner doch in die Geheimnisse der Finanzkunst eingeweiht, daß sie voraus sehn, Oestreich werde mit beiden Händen zugreifen, sobald es irgend einen Rechtstitel gibt, empfangene Anleihen als gesetzlich nicht empfangen zu constatiren. Jenes kaiserliche Handschreiben ist also für jedes neue Anleiheproject ein starker Hemmschuh, es ist es um so mehr, da die Enthüllungen des letzten Jahres alle Welt den höhern östreichischen Beamten gegenüber vorsichtiger gemacht haben.

Aber, wird man sagen, der Reichsrath wird unbesehen jede beliebige Anleihe und jede beliebige Steuer bewilligen, die man ihm vorlegt. Dem ist nicht so. Sobald der ernsthafte Augenblick eintritt, wird der Reichsrath weder bewilligen noch abschlagen, weil er beides nicht kann: er wird sich einfach für incompetent erklären und die Einberufung von Reichsständen verlangen. Die

Sache liegt so klar, daß wir kaum an die Notabeln von 1787 zu erinnern brauchen, und ohne Furcht einer übereilten Prophezeihung glauben wir die Behauptung aufstellen zu können, daß mit jenem Handschreiben der erste Schritt geschehn ist, der entweder zur wirklichen Constituierung Oestreichs, oder zu seiner völligen Desorganisation führt.

Wenn Oestreich bei seinen alten Ansprüchen verharret, wenn es seine verschiedenen Nationalitäten absolutistisch centralisiren, wenn es die Hegemonie in Deutschland und Italien wieder erobern will, so ist das ein Unternehmen, das nur bei unerhörtem Glück und bei unerhörter Entschlossenheit gelingen kann. Jedes Symptom der Unentschlossenheit, jedes Zeichen der Schwäche ist auf diesem Wege verderblich. Die Völker Oestreichs, Deutschlands und Italiens sehen in solchen Concessionen keine Gesinnungsänderung, sie sehen nur die Wirkung der blinden Furcht. Und wol ist Grund dazu vorhanden; denn schon wälzt sich Italien gegen Venedig, schon wälzt sich Rußland gegen die Türkei, und nicht bloß Frankreich, sondern nach aller Berechnung auch England ist bereit, die Sache der Nationalitäten gegen Oestreich zu unterstützen.

Sollte nun noch gar von Deutschland Gefahr drohen, so wäre der Boden des Staats völlig unterwühlt. Es ist daher ein wohl überlegter Entschluß des Kaisers, daß er in einer Weise, die ganz außer den stolzen Traditionen des alten Kaiserreichs liegt, sich mit Preußen zu verständigen sucht. Wäre dieser Entschluß zwei Jahre oder auch nur ein Jahr früher gefaßt, so hätte Oestreich viel Nachtheil vermeiden können. Aber auch unter den gegenwärtigen Umständen ist der Entschluß wohl überlegt. Preußen ist in einer Stimmung, die man als chevaleresk bezeichnen könnte. Die unruhige Politik Frankreichs in der letzten Zeit hat die alten Ideen vom „Erbfeind“ wieder aufgerufen, und die Art und Weise, wie man in Italien eine Dynastie nach der andern in Frage stellt, widerspricht zu hart allen Ueberlieferungen des monarchischen Principis. Preußen ist in einer Stimmung, in der sich das Stichwort der Legitimität wieder hören lassen kann: in einer Stimmung, in diesem Sinn alles zu bewilligen, was nicht geradezu gegen seine Lebensaufgabe verstößt.

Darum sehen wir der bevorstehenden Zusammenkunft in Tepliz nicht ohne Besorgniß entgegen; wir glauben, daß der freilich etwas frühzeitige Jubel, der sich im Lager der Kreuzzeitung erhebt, nicht aller Begründung entbehrt. Daß die Zusammenkunft in Tepliz einen ernstern Charakter haben soll als die in Baden, zeigt sich schon daraus, daß diesmal die Herrscher von ihren Ministern begleitet sind. Die Zusammenkunft in Baden war nur eine Demonstration, in der man sich gegenseitig, so weit es schicklich war, über seine Gesinnungen aussprach; hier wurde also nur ausgesprochen, was bereits fest stand. In der Zusammenkunft zu Tepliz dagegen soll etwas Neues festgestellt werden.

Was Oestreich von Preußen wünscht, ist nicht schwer zu errathen. So bedrohlich für die Zukunft die orientalische Frage sich gestalten mag, unmittelbare Gefahr liegt für jetzt nur in der italienischen. Welchen Ausgang auch die gegenwärtigen Händel in der Halbinsel nehmen mögen, ob Neapel und Sicilien an Victor Emanuel fallen, oder ob in ihnen ein Königreich Murat aufgerichtet wird, oder ob die Bourbons aufrichtig ins constitutionelle Lager übergehn und sich mit Piemont verbinden: in allen drei Fällen ist das Ende der Angriff auf Venedig. Im ersten Fall ist dieser Angriff der Kaufpreis, den Sardinien zahlen muß, in den beiden andern Fällen ist es der Kaufpreis, den es sich zahlen läßt.

Was also Oestreich von Preußen wünscht und wünschen muß, ist die Garantie Venedigs. Die deutschen Mittelstaaten würden vielleicht zu dieser Garantie erbötig sein, allein ihr Gewicht würde nicht ausreichen. Von Rußland meldet man sehr eifrig und geschäftig, daß dortige Cabinet sei über Piemonts unruhige Politik sehr aufgebracht, und auch über Frankreich äußerst mißvergnügt; noch gibt aber kein Zeichen kund, daß es gewillt sei, diesem doctrinären Mißvergnügen zum Nachtheil seiner Interessen einen thätigen Ausdruck zu geben. Wäre es dazu gewillt — wir sähen wahrlich Oestreich eher auf dem Wege nach Warschau als nach Teplitz! — Die Whigs wären die letzten, unter den gegenwärtigen Umständen sich gegen ihre alten Freunde in Italien und gegen ihren mächtigen Bundesgenossen zu engagiren. — So bleibt nur Preußen übrig.

Garantie Venedigs! — Das Wort klingt unbefangen genug; denn Venedig ist Oestreichs unzweifelhaft rechtlicher Besitz. Solche Garantieverträge zwischen zwei Staaten kommen aber nur dann vor, wenn beide sich für einen bestimmten Fall verbünden, wenn der eine die Politik des andern vollständig zu controliren in der Lage ist. Es wird Oestreich nicht darum zu thun sein, von Preußen das Versprechen zu erhalten, es werde ihm zu Hilfe kommen, wenn man es unprovocirt mit Krieg überzieht; Oestreich wird mehr verlangen. Es wird eine Garantie auf alle Fälle verlangen, und sich in seiner Politik freie Hand vorbehalten. Garantie Venedigs heißt Garantie Ungarns; heißt Niederwerfung der italienischen Revolution; heißt Unterstützung Neapels; heißt Restauration Toscanas, Modenas, Parmas; heißt Wiedereroberung Mailands und in letzter Instanz Eroberung von Sardinien.

Daß solches Oestreichs Wünsche sind, wird Niemand bezweifeln; es fragt sich, was es Preußen bieten kann, falls es sich an diesem legitimistischen Kreuzzug theilnimmt. — Wir finden keinen Kaufpreis, der Preußen bestimmen könnte, sich auf ein Unternehmen einzulassen, welches in letzter Instanz gegen Preußen selbst gerichtet wäre; denn sobald Oestreich in Italien die alte Stellung errungen hat, ist seine nächste natürliche Aufgabe, auch in Deutschland

reinen Tisch zu machen. Das Wort Schwarzenbergs gegen Rußland käme wieder in Anwendung.

Wol gäbe es ein Mittel der Verständigung zwischen Oestreich und Preußen, ein Mittel für beide Staaten gleich nützlich und in der Natur der Sache begründet. Seit einer Reihe von Jahren sind beide Staaten beständig darauf hingewiesen, aber diese Politik, nach welcher Oestreich sich aufrichtig bemühte, Preußen die Stellung in Deutschland zu überlassen, die durch Geschichte und Sachlage gleichmäßig ihm vorgezeichnet wird, und dafür seine Unterstützung gegen den Osten zu erwerben, eine solche Politik läßt sich nicht extemporiren. Der Kaiser mag mit dem offensten Willen von der Welt dem alten Nebenbuhler die Hand bieten, er kann geschehene Dinge nicht ungeschehn machen. Seit Jahren arbeitet Oestreich in Deutschland der preussischen Politik feindselig entgegen; wenn es nun plötzlich umkehrte, so würde es damit die Nachwirkung seiner alten Action nicht aufheben. Wo Preußen in Deutschland ein Nachtheil zugefügt ist, knüpft sich der Name Oestreichs daran: in Schleswig-Holstein, in Kurhessen, im deutschen Bunde, in Bregenz. Vielleicht könnte Oestreich sich allmältig aus diesen Positionen ziehen, aber es kann unmöglich mit einem Male umkehren. Es ist moralisch und physisch unmöglich. Oestreich kann Preußen im gegenwärtigen Augenblick nichts anderes bieten, als wozu es ohnehin verpflichtet ist: Garantie des Bundesgebiets.

Aber Oestreich kann Preußen schaden. Es kann unter Umständen von Frankreich die Garantie für Venedig, vielleicht noch mehr erlangen, und ihm dafür behilflich sein, die Rheinprovinz zu gewinnen. Kinglake's Märchen kann unter Umständen eine Wahrheit werden. Vielleicht wäre es eine Eventualität, die einem kühn aufstrebenden Preußen die günstigste Aussicht verschaffte. Aber für eine verwegene und doch immer zweifelhafte Politik sind wir Deutsche nicht gemacht, und es ist auch gut so. Jener Umstand muß also in Rechnung gebracht und wie es einem besonnenen Staate ziemt, Vortheil und Gefahr gehörig abgemessen werden. In der Erregung des Moments läßt sich das schwer abmachen, und unsre Hoffnung ruht daher darin, daß die Zusammenkunft in Teplitz vorläufig zu nichts weiter führen wird, als die unnützen und thörichten Mißhelligkeiten zu beseitigen, die bisher die Beziehungen der beiden Staaten verwirrt haben, und das Weitere dem ruhigen Wege der Diplomatie zu überlassen. Preußen hat in Baden offen und entschieden gezeigt, daß es in Deutschland nicht piemontesische Politik zu treiben gedenkt, es ist jetzt an Oestreich, die alten Beleidigungen gegen Preußen zurückzunehmen und den alten, handgreiflichen Beschwerden abzuhelfen. Dazu und nur dazu ist eine persönliche Zusammenkunft der beiden Herrscher das beste Mittel; das Weitere muß auf dem gewöhnlichen Wege geschehn.

Das alles sind Motive jener endlichen auf den Tag, auf die Stunde gerichteten Politik, die allerdings in allen praktischen Fragen das erste Wort sprechen muß. Aber nicht das letzte. — Preußens Beruf ist nicht heute, nicht morgen durchzuführen, aber es verscherzt ihn, wenn es grundsätzlich dagegen handelt. Preußens Macht beruht auf dem deutschen Nationalgefühl, und mehr und mehr stellt sich heraus, daß unter allen weltbewegenden Mächten der neuern Zeit dieses Nationalgefühl die erste Stelle einnimmt. Das Weltbürgerthum des vorigen Jahrhunderts glaubte nicht daran: ebensowenig sein größter Held, Napoleon I. England, Rußland, Deutschland, Spanien überführte ihn seines Irrthums; mehr und mehr trachten diese Nationen darnach, sich auch die angemessene politische Form zu geben. Italien, nach langen Zuckungen, ist jetzt in dieselbe Reihe getreten. Freilich in ungeordneter Weise, sehr gegen das Völkerrecht. Wir wollen alles Kopfschütteln gegen Victor Emanuel und Cavour gern zulassen; wir haben nichts dagegen, wenn man Garibaldi einen Räuberhauptmann nennt; aber wenn die preussische Zeitung behauptet, mit Ausnahme einiger Flibustierzüge gegen die Insel Cuba sei so etwas nicht vorgekommen, so ist das doch zuviel gesagt. Der Gründer der jetzigen britischen Dynastie, Wilhelm von Dranien, hat doch etwas ähnliches unternommen. Im tiefsten Frieden, noch dazu gegen seinen Schwiegervater. Garibaldi ist freilich kein Fürst, aber er wirkt doch für einen Fürsten. Die Fürsten von Toscana u. s. w. sind sehr mit Unrecht ihrer Staaten beraubt; aber nun das Unrecht einmal verübt, ist es doch besser so, als wie es war. Vielleicht haben wir noch Gelegenheit, uns über Neapel ähnlich auszudrücken. Vielleicht; denn auch wir haben mit großer Besorgniß dies wilde Hazardspiel angesehen. — Die Abstimmung eines Volks über seine Regierungsform ist eine Frage, darüber ist im Grund alle Welt einig. Aber es versteckt sich dahinter doch ein realer, d. h. im Leben wirksamer und fruchtbarer Gedanke: daß die Staaten nicht bloß die Diener einzelner Fürsten sind, wie im Mittelalter, sondern der Ausdruck einer sittlichen Macht, jener Macht, die man Nation nennt. Die Fürsten, denen es gelingt, die Führer, die Beherrscher dieser Mächte zu werden, können ihrer Dynastie die längste Dauer versprechen. Preußen hat eine solide, materielle Basis; aber wichtiger ist ihm der ideelle Zug, den man mit der Vorstellung dieses Staats verknüpft, und Heil dem Fürsten, der diese Physiognomie seines eigenen Lebenslements nicht verkennt!

† †